

anderen schwulen Christen schon mal durch den Kopf geschossen sein mögen. Nun ist freilich nicht jede Spinnerei gleich eine Eingabe des Heiligen Geistes – und so wird Lawrence Schimel seine Geschichte wohl auch nicht verstanden wissen wollen –, aber die Verschränkung von Leiden und Lust ist nicht per se Blasphemie. Meines Erachtens besteht genau an diesem Punkt unsere Sprachlosigkeit: es fällt uns schwer, an Kranken und Leidenden die in aller Regel weiterhin existierenden Lustgefühle wahrzunehmen. Als Zivi bei der Aids-Hilfe habe ich es des Öfteren erlebt, dass sich selbst im Finalstadium bei manchen Kranken die basal-männliche Sexualität gezeigt und Wege gebahnt hat. Dem nüchtern-klinischen Befund, dass Kranke nicht nur Leidende, sondern weiterhin auch sexuell fühlende Menschen sind, stellt Lawrence Schimel eine spirituelle Deutung an die Seite. Ich halte es für angemessen, diese Gedanken weiter zu verfolgen. Dabei steht weniger das Aufkrochieren des Kreuzestodes und damit das durch Folter erzeugte Leid bis in unsere Tage zur Debatte, sondern der Umgang mit Krankheit und physischer Hinfälligkeit als solcher. Und damit finden wir uns wieder bei Anstößen, wie sie beispielsweise Stefan Etgeton in seinen Überlegungen zum Umgang mit Aids («Lustvolle Hoffnung» in: WeStH 8, Heft 4/2001, S. 236) geliefert hat: »Ist die Lust, die wir uns hier bereiten, eigentlich die, die wir wollen?«

Christian Herz

Bücher Regal

Rationalisierter Allerwelts-Glaube

Jean Claude Bologne

**Magie und Aberglaube
im Mittelalter.**

**Von der Fackel zum Scheiterhaufen,
Patmos Verlag Düsseldorf 2003,
309 Seiten, 19,90 €.**

Das kontingenterweise fragmentarische Bild der Magie, des Aberglaubens und des Irrationalen im Mittelalter führt Jean Claude Bologne, französischer Schriftsteller und Journalist, auf das komplexe Problem einer Epoche zurück, welche zu keiner Zeit einem Idealland leuchtenden Glaubens bzw. einem Land okkulturer Praktiken entsprach. Mit den Mitteln der Empirie deutet er die zehn Jahrhunderte des Mittelalters als Surrogat aus Widersprüchen, Rivalitäten, Fragen und Zweifeln. Aus Angst, ins Irrationale abzugleiten, beschränkte

sich die kirchlich dominierte und sanktionierte »Wissenschaft« in vielen Bereichen auf immer komplexere und abstraktere Synthesen. Der Glaube andererseits schwankte zwischen erleuchteter Mystik und spitzfindiger Theologie. Stand man vor Unerklärlichem, so rief man als *deus ex machina* das göttliche Wunder, das Eingreifen des Teufels, die okkulten Ursachen der Natur oder die Sinnestäuschung zu Hilfe.

In der Spätantike überschwemmte eine Flut von Wundern die anfängliche Skepsis. Die Hagiographie wurde in merowingischer Zeit zum großen Lieferanten des Irrationalen. Die rationale Erfassung der Religion, deren basale Axiome man in den ersten Jahrhunderten definierte und apostrophierte, wurde aufgegeben und bekämpft. Ambrosius von Mailand und Gregor der Große lehnten die Vernunft als Grundlage des Glaubens ab. In dieser Weigerung, die katholische Religion rationales Gebiet betreten zu lassen, lag das Ergebnis der Kämpfe gegen intellektuelle Ketzerei (Manichäismus und Arianismus), welche bei letztgenanntem *stricto sensu* auf einem Streit über ein *Iota* beruhte. Das Christentum, das die antiken Religionen im Namen der Vernunft angegriffen hatte, weigerte sich, auf die gleiche Art untergraben zu werden, sobald es die Macht dazu hatte.

Im Hochmittelalter wurden die heidnischen abergläubischen Vorstellungen christianisiert bzw. durch neue Praktiken ersetzt, welche die Jahreszeiten der Natur feierten: Gesegnete Zweige, Reinigungsfeuer,

Zwölfnächte, umbenannte Quellen, behauene Megalithe, Feste unter dem Patronat verschiedener Heiliger etc. Parallel dazu entstand eine christliche Magie mit geweihten Gegenständen (Glockenseile, Altäre, Kerzen, Salz, Öl, geweihtes Brot, Hostien) oder mit dem Heiligenkult (Reliquien, Wallfahrten, medizinische Gebete). Auf diese Weise modifizierte, konservierte und instrumentalisierte die Religion nach dem Niedergang des Heidentums das Irrationale des Aberglaubens.

Ein erneutes Changieren zwischen Rationalität und Irrationalität erkennt der Autor zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert. Der Fokus der römischen Kirche auf den erwachten Reformeifer der neuen Orden verhinderte ein völliges Austilgen heidnischer Reste, die von den aufblühenden Städten folkloristisch uminterpretiert, in vorhandene Legenden integriert und tradiert wurden: Keltische, germanische oder lateinische Themen erfuhren eine Metamorphose im Sinne fiktiver Erzählungen. Diese reformulierte Auffassung des Übernatürlichen erzeugte eine archaische Mythologie (z.B. Gralszyklus), die vor allem aristokratisch geprägt war. Paradigmatisch für den theologischen Diskurs nennt Jean Claude Bologne das Trinitätsdogma, das Anselm von Canterbury mit seinen »Beweisen« kognitiv zu erfassen beabsichtigte. Es handelte sich vor allem um eine ambivalente Geisteshaltung zum Irrationalen und Übernatürlichen. Die Ratio, welche sich vor allem in Logik und Syllogistik präsentierte, wollte alles verstehen und erklären. Unter dem

Vorwand, die Heiden zu bekehren, vervielfachte man die dubiosen Argumentationen über das Geheimnis der Dreifaltigkeit und über die Existenz Gottes.

Die Grenze zwischen Rationalisierung und Ketzerei war leicht zu überschreiten. Die Philosophie, »Dienerin der Theologie«, musste das Dogma ohne Abweichungen auslegen. Unter dem Deckmantel der Antworten auf Einwände, welche man den Postulaten der Kirche entgegenhalten konnte, begannen die Dialektiker, immer gewagtere Ideen vorzulegen. Glaube konnte, wenn nötig, die letzte Hilfe sein, wenn die Vernunft a quia bleibe. Aber wenn man demonstriert hatte, dass ein Dogma der Vernunft widersprach, genügte dann die Schlussfolgerung, es wäre um so notwendiger, daran zu glauben? Die Kühnheit der Philosophie zu Beginn des 12. Jahrhunderts, sich von der »ancilla«-Funktion abzusetzen, offenbarte sich deutlich bei Abaelard, der das bloß kirchlich-theologisch Dozierte ohne intelligible Einsicht ablehnte. Im Gefolge des Averroismus entwickelte sich in den ländlichen Gegenden Frankreichs eine Art atheistischer Bewegung. Die Theologie hingegen wandte sich rückwärts und thematisierte wieder die himmlischen Hierarchien der Engel und der Teufel. Die Geburt des Fegefeuers erlaubte neue Theorien über außergewöhnliche Phänomene und eine elastischere Moral; der Teufel kam nicht durch die Hintertür, sondern durch das Hauptportal! Bologne bezeichnet daher den Zeitraum zwischen dem 12. und 15. Jahrhundert als

die »Herrschaft des Teufels«, eine Kollektivneurose und Besessenheit (»schwarze Magie«), welche über die Klöster, Theologen und Inquisitoren hinausquoll und die gesamte Gesellschaft überflutete. Daneben existierte eine von der Kirche anerkannte »weiße Magie«: die Zaubermagie fand Verwendung bei Frauen, die während des Geschlechtsaktes ein Kreuz auf den Rücken des Partners zeichneten, um seine libido zu ihr fort dauern zu lassen. Interessant erscheint auch eine weitere Form des Liebeszaubers: »Üblich ist die Form, bei der der Mann etwas zu essen erhält, das mit den Sexualorganen seiner verlassenen Frau in Kontakt war. Burchard und Rudolfus zählen so den Fisch auf, der in der Vagina erstickt wurde (oder drei Fische, die im Mund, unter den Brüsten und in der Vagina getötet wurden), das auf den nackten Hinterbacken geknetete Brot, der Nahrung oder dem Getränk beigegebenes Menstrualblut, die Torte mit Schamhaaren oder Brot aus Mehl, in dem sich eine mit Honig eingeriebene Frau gewälzt hat (...) Wenn sie das Sperma ihres Mannes kostet, ist eine Frau der Liebe ihres Mannes sicher.« In dieser Zeit nahm die Kirche und ihre Vertreter wohl noch sehr produktiv und phantasievoll am Sexualitätsdiskurs teil.

Summa summarum lassen sich drei Perioden in der kirchlich-theologischen Auseinandersetzung um Vernunft und (Aber-)Glauben verifizieren: eine Bewegung der Gleichstellung, der Folklorisierung und der Ausschließung. Im ersten Stadium versuchte man die heidnische Kultur einzuschmelzen und zu

transformieren. Im zweiten tolerierte man sie auf niedrigem Niveau und im dritten sprach man ihr jeglichen Kulturcharakter ab und depravierte sie zu einer Gegenkultur, teuflisch und nicht göttlich. Hat der Leser dieses Prinzip einmal erkannt, ergeben sich Analogien wie von selbst: dem Christentum der ersten Jahrhunderte war eine Ungleichbehandlung von Verheirateten und Unverheirateten fremd, Vieles war möglich. Im Hochmittelalter wurde die homoerotische Freundschaftsmystik salon- und klosterfähig, in der Literatur geradezu folklorisiert. Am Ende des Mittelalters und zum Beginn der Neuzeit galt Homosexualität als Teufelszeug, das rational nicht näher bewiesen werden musste. In der Moderne kriminalisiert, pönalisiert und pathologisiert, legitimiert durch scheinbar rationale Erkenntnisse, wird gleichgeschlechtliche Liebe heute ohne Rückgriff auf die humanen, soziologischen und biologisch-medizinischen Gewissheiten von den Vatikanrepräsentanten verteufelt («das Böse»; Glaubenskongregation, Juni 2003). Die historische Rückblende Jean Claude Bolognes macht die probate zweitausendjährige Arbeitsweise der römischen Kirche transparent: Wo viel Licht, da auch viel Schatten.

Martin Hüttinger

Preußisches Gender-Chaos

Angela Steidele

In Männerkleidern. Das verwegene Leben der Catharina Margaretha Linck alias Anastasius Lagratinus Rosenstengel, hingerichtet 1721. Biographie und Dokumentation, Böhlau Verlag Köln u.a. 2004, 250 Seiten, 22,90 €.

Transidentität, Homosexualität oder etwa lesbisches Bewusstsein in einem identitätsstiftenden Sinn gab es wohl nicht in der Spätphase der frühen Neuzeit, in welcher die Identität eines Menschen noch wesentlich von seinem Stand und nicht von seinem sexuellen Begehren determiniert wurde. Um so erstaunlicher, dass sich die preußische Regierung in den Jahren 1720/21 mit einer Frau beschäftigen musste, die beinahe zwanzig Jahre lang als Mann gelebt hatte. Catharina Margaretha Linck ist indes kein Paradigma für Transsexualität *avant la lettre*, da Transidentitäten jene rationalen (und auch sozialen) Konstruktionen von Gender und Sex im Sinne von Geschlecht voraussetzen, welche seit dem Ende des 18. Jahrhunderts entwickelt und differenziert gedeutet wurden. Gerade weil einerseits das Geschlecht bis zum 18. Jahrhundert eine soziologische und keine ontologische Kategorie war, sowie andererseits eine Absenz heutiger Polarisierung der Geschlechtscharaktere konstatiert werden muss, eignet sich die